

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Im Fräuleinstift.

Novelle

von

Luise Ernesti.

(Schluß.)

Diese auf mich erheiternd wirkende Scene spielte fort beim Frühstück, wo Fräulein Anastasia und Kuningunde von Rhodau ihr Ceremoniell geradezu bis zur Carrikatur behaupteten und mir in sich Figuren präsentirten, wie sie mir bisher nur in Lustspielen vorgekommen. Wie verstand ich aber jetzt Aller Freude, daß diese Stiftschwestern so das Reisen und den Aufenthalt bei reichen Verwandten liebten. Meine Bewunderung entlockte selbst der Aebtissin in dieser schweren Stunde ein Lächeln; doch wie rasch erstarb dasselbe, als sie nach beendetem Frühstück den Salon verlassen wollte und der Freiherr sich erhebend, sie mit den Worten zurückhielt:

„Ich kam aus Gründen so früh und unerwartet, gnädigste Aebtissin, wünsche auch, daß, bevor ich mit Ihnen Allen gesprochen, keine der Damen mit irgend Jemand im Stifte redet und Vorkehrungen für die Geheimhaltung trifft. Bleiben Sie also! — bleiben Sie, um meine erste Frage zu hören! Wer hat gestern Abend meinen Sohn durch die geheime Thür, unter der Nonnenzelle Ottolar, in's Stift eingelassen, wer nach Mitternacht sein Zeichen entgegengenommen,

das er gab, als er glücklich, wenn auch nicht ganz unbemerkt, dem Garten entronnen war?“

Todtenstille folgte dieser Frage, Todesblässe überzog gar manches Gesicht, denn Niemanden war verborgen, was die Worte in sich schlossen, was sie für alle Stiftsdamen nach sich ziehen konnten.

„Sie schweigen Alle!“ rief der Freiherr heftiger und setzte zornig hinzu: „Eine ist die Schuldige! ich bitte daher um Antwort, verlange offnes Bekenntniß!“

„Entsetzlich! unerhört solch' ein Affront!“ sprachen die beiden Rhodaus indignirt und selbst die schöne Comtesse Wessenberg blickte mit Hohn und stiller Verachtung auf die unschuldige Benedetta, die bleich, tiefgefenkten Hauptes dasaß.

Ueber die faltigen Gesichtchen der Zwillinge rannen Thränen, Lucretia faltete die Hände und blickte verzweiflungsvoll gen Himmel, Esfride schien sichtbar ungeduldig, Angelika war erschreckt, nur Fräulein Agnes ruhig — völlig theilnahmslos.

„Bist Du die Schuldige, Benedetta?“ fragte jetzt der Freiherr und als brennendes Roth ihr Antlitz übergoß, setzte er überzeugt hinzu: „Du bist's! Du sprachst Anatole.“

„Nein!“ erwiderte sie fest; „ich sah ihn nicht, noch sprach ich ihn!“

„Du lügst, indem Du das sagst!“ schrie der Onkel sie zornig an und trat ihrem Platze näher. Sie flog wie von einer Feder geschneilt empor, ihr sanftes Auge blitzte und kühn, frei den Kopf erhebend, rief sie lauter:

„Wie darfst Du das sagen, mit welchem Rechte

mich der Lüge beschuldigen? Ich log nie — sagte auch jetzt die Wahrheit.“

Ehe der Zorn des Freiherrn ihn noch zu größerer Taktlosigkeit verleiten konnte, wurde die Thür des Saales schnell geöffnet und die rasch eintretende Gräfin Blanka fragte hastig: „Was geht hier vor?“

Keine Binde umhüllte ihr Gesicht, welches heftige Aufregung leicht geröthet, keine dunkle Brille schwächte den flammenden Ausdruck ihrer Augen, und kalt, vernichtend heftete sie den Blick auf den Freiherrn. Ueber rascht, entsetzt starrte er die hohe, gebietende Erscheinung an, welche wie durch Zauberschlag inmitten des Zimmers, zwischen ihn und Benedetta getreten, da stand mit der Haltung, mit dem Ausdruck einer rächenden, strafenden Gottheit.

„Was geht hier vor?“ wiederholte die Gräfin noch einmal und in ihrer Stimme lag ein so düstrier Klang, daß mehr oder minder jedes Herz davon erschüttert wurde. Es schien als sei der Freiherr durch diesen Ton vollends unfähig gemacht, ein Wort zu entgegnen und vom Richter war jetzt keine Spur mehr in ihm — sein erdfahles Gesicht zeigte nur den Ausdruck des Verurtheilten.

Bleich, erschüttert sah die Aebtissin von Einem zum Andern dieser Beiden, dann sich mühsam fassend und an Gräfin Blanka herantretend, sagte sie mit bewunderungswürdiger Ruhe:

„Freiherr von Rawen hat an uns Alle eine Frage gerichtet, die wir nicht beantworten konnten, vielleicht vermögen Sie das, liebe Gräfin Blanka oder Fräulein Clarissa. Ich eile, Jene zu holen und bitte die übrigen Damen, die ich hiermit aus dem Salon entlasse, mir zu folgen, da unsere Gegenwart hier ferner überflüssig ist.“

Ersichtlich war, daß den meisten der Damen jetzt nichts an der Beendigung eines Verhörs lag, das Allen bis noch vor wenigen Sekunden so peinlich und unangenehm gewesen. Was konnten sie aber thun, als sich der Anordnung der Aebtissin fügen und Freiherr von Rawen blieb allein mit Derjenigen, in der Niemand seine verschollne Tochter vermuthete.

Eine, zwei Stunden vergingen — keine Nachricht drang zu mir — da ließ die Todesangst mich nicht mehr im Hause ausbauern; — ich eilte in's Freie, blieb aber in der Nähe des Stifts, um vorgehende Ereignisse im Auge zu behalten und daraus einen Schluß zu ziehen, den ich in fieberhafter Spannung erwartete. Raun stand ich im Hofe, sprengten zwei Reiter die Lindenallee herauf. Es waren Anatole von

Rawen und der Gärtner Martin. Ersterer hielt am Portal, sprang aus dem Sattel, ohne sich um das Pferd zu kümmern — wenige Sekunden später erschien er aber schon wieder auf dem Plateau der Freitreppe, stürzte die Stufen hinab, eilte nach den Ställen und bald sah ich ihn mit verhängtem Zügel von dannen jagen. Er hatte noch nicht das Ende der Allee erreicht, trat der Freiherr auf den Hof; er war bleich verstört — sah aus, wie wenn die Gerechtigkeit ihm endlich eine Stunde schwerer Vergeltung bereitet hätte.“

„Mein Wagen!“ rief er mit klangloser Stimme einem Diener zu.

Diese Equipage mußte angespannt seines Befehls gewartet haben, denn sie fuhr in der nächsten Minute vor; er warf sich hinein. „Fort, fort!“ schrie er, wie wenn das Gewissen ihn jage und noch einen Moment sah ich seine in eine Ecke zusammensinkende Gestalt — sah, wie er sein Gesicht in den Händen verbarg.

Lautes Schluchzen ertönte plötzlich hinter mir — ich wandte mich um und blickte in das von Thränen überströmte Antlitz Benedetta's: „Kommen Sie — zur Aebtissin!“ brachte sie mühsam hervor.

„Was ist geschehn?“ fragte ich angsterfüllt.

„Sie liegt wie todt da — er hat sie nicht mehr gesprochen.“

„Wer? wer liegt wie todt da?“

„Gräfin Blanka! — ach, Anatole konnte ihr nicht mehr danken, wie auch Martin geeilt ist, ihn zu holen; — o — ich fürchte das Schlimmste — sie stirbt gewiß!“

Gräfin Blanka war schon todt in dem Augenblick, wo Benedetta für ihr Leben fürchtete. Und war der Tod für sie das Schlimmste? — Nein — das Schlimmste hatte sie tausendfach erlebt und Gott hatte endlich Erbarmen mit einem seiner leidendsten Geschöpfe gehabt, hatte ein Wesen von der Qual des Daseins erlöst, das nicht von dem festen, lebendigen Glauben an Ihn durchdrungen, dadurch leichter getragen die schweren Prüfungen, welche sein unerforschlicher Rathschluß über sie verhängt.

An der Leiche Derjenigen, deren Herz schon so lange todt, fand ich in tiefster Trostlosigkeit Clarissa, die meine Tante vergeblich zu beruhigen versuchte.

„O, daß ich auch Das, Das noch erleben mußte!“ rief sie verzweifelnd die Hände ringend.

„So lang wir leben, dauern unsere Erlebnisse, liebe Clarissa,“ sprach ihre Trösterin sanft, „inmitten ihres ewigen Wechsels vergessen wir nur oft, daß, wie verschieden sie auch immer sind — sie nur einen Aus-

gang haben: — die dunkle und doch so lichte Pforte des Todes. Ist diese erreicht, dann auch beendet all' Das, was uns auf dem langen Wege gequält — nicht mehr zu erreichen Das, — was wir versäumt haben.“

„Wahr, wahr, liebe Aebtissin!“ schluchzte Clarissa, „aber wahr auch, daß es traurig, wie es ist.“

„Ja Clarissa; aber finden Sie Trost darin, daß wir Alle, Alle zu den „thörichtest“ Jungfrauen gehören, Alle viel auf Erden versäumen.“

„Sie nicht, Aebtissin! — Sie haben Nichts versäumt. O, könnt' ich sie nur noch einmal um Vergebung ansehn, nur ein einziges Mal noch!“

„Sie hat Ihnen vergeben, Clarissa! lang, lang vordem, ehe sie es Ihnen heut gesagt, hat Judith Ihnen verziehen.“

„Nun so mag sie denn in Frieden ruhen!“ rief die Kleine und sich noch einmal über Gräfin Blanka neigend, schnitt sie unter Thränen eine der langen weißen Locken ab. „Hab' diese gesehen, als sie ihr den Namen „schwarze Judith“ gegeben!“ fuhr sie, die Locke emporhaltend, fort. „Was hat sie gebleicht? — Der Kummer! ach ja der Kummer! ach ja der Kummer, der die Herzen zernagt und die Seelen durchschneidet, wie auch die Gestalt ist, in welcher er sich uns naht. — Dachte bis heut', ich hätt' das Kreuz des Lebens getragen — und was ist mein Jammer gegen Dein Weh? — bist zwar einmal glücklich gewesen, Judith — einmal! — ist auch viel werth, das Ding kennen gelernt zu haben, das das Herz vor Freude beben macht! — meins — ach mein Herz, Kinder, hat nur das Leid durchzittert! — Wie aber auch vom Weh zerrissen — so — so tief wie heute, als die weiße Gräfin mir von der schwarzen Judith erzählte, nie! — Arme Judith, liebe, — arme Judith!“ —

Noch einmal warf die Kleine sich schluchzend über die Todte — es hielt schwer sie von der Leiche Derjenigen zu entfernen, die sie noch Tags zuvor so bitter gehaßt.

Gräfin Blanka's Tod wurde tiefer im Stifte betrauert als man hätte ahnen können und an dem Tage, wo im Beisein des Fürsten die Leiche von der Aebtissin und einem Freunde des verstorbenen Grafen Blankenburg, der zur Beerdigung nach Tannenberg gekommen, in das kleine Gewölbe unter dem schwarzen Zimmer getragen wurde, da durchzitterte Aller Herzen die Ahnung, wer die Todte gewesen. — Die guten Stiftsdamen schluchzten als sollte das Herz ihnen brechen und obgleich Niemand laut sagte, was er dachte,

ahnten — wußten jetzt Alle: die verschollne schwarze Judith werde begraben.

In dem Gewölbe, neben dem Gatten zu ruhen, war Judith's letzter Wunsch gewesen, für dessen treue Erfüllung ihre Freundin gesorgt. Die Thür des kleinen Gewölbes wurde noch an demselben Tage vermauert, alle Eingänge zum „schwarzen Zimmer“ fest verwahrt und Niemand hat seitdem den verborgenen Ort wieder betreten, wo im Geheimen einem dunkeln Geschick so viele Thränen gestossen sind.

Ob die Freundin den Verlust ihrer Gefährtin unter andern Verhältnissen so überwunden, wie eine glückliche Fügung der Ereignisse es ermöglichte, bleibt dahingestellt. Herr von Barlingen, der Freund des verstorbenen Grafen Blankenburg, ließ es sich angelegen sein, Diejenige aufzurichten, die Allen einst ihr Lebensglück zum Opfer gebracht, tröstete sie, besänftigte ihren Schmerz. Er hatte die Freude, sie ruhig und gefaßt zu finden, als er einige Monate später zum zweiten Mal nach Tannenberg kam, wo die Hochzeiten der beiden Stiftsdamen, Agnes und Elfride und die Anatole's und Benedetta's gefeiert wurden. Zu der Zeit standen sich Agnes und Angelika auch anders gegenüber, so freundlich, so völlig versöhnt, daß Fräulein Angelika der Braut in aufrichtiger Liebe den vorgeschriebenen Segenswunsch vor der Trauung zurufen konnte. Diese Versöhnung war das Werk der Aebtissin. Sie hatte Angelika's weichere Stimmung nach Gräfin Blanka's Tode benutzt und da Jene doch ahnte, wer die weiße Gräfin gewesen, ihr Judith's Lebensgeschichte erzählt und was sie selbst einst an das Stift gefesselt! — Angelika schien seitdem die Einsicht gewonnen zu haben, daß es noch größeres Unglück geben könne als was sie betroffen, — tieferes Leid: als einen Courmacher zu verlieren. — So hörte sie es denn ruhigen Herzens an, daß dieser ehemalige Bewerber um ihre Hand, Agnes „ewige Liebe und Treue“ gelobte.

An diesem Hochzeitstage der Stiftsdamen verkündete der Fürst den anwesenden Hochzeitsgästen mit tiefbewegter Stimme die Verlobung der Aebtissin von Tannenberg mit dem *schen Gesandten, Freiherrn von Barlingen.

Herr von Barlingen war seit drei Jahren Wittwer und nachdem er den ersten heftigen Schmerz über den Verlust Rosa's überwunden, tauchte mehr und mehr das Bild der Geliebten seiner Jugend in ihm auf. Judith's Tod endete seine letzten Bedenken und als er zu ihrem Begräbniß mit dem Fürsten nach Tannenberg kam, wie erstaunte er da, die ehemalige

Braut so zu finden. Und wie meine Tante Laura ziemlich unverändert im Aeußern geblieben, so auch die Gefühle ihres Herzens für das Idol ihrer Jugend. Sie hatte ihn einst aufgegeben, weil sie größeres Glück für ihn in anderer Verbindung sah und selbst durch ernste Pflichten sich an Tannenbergen gefesselt hielt und sie, die überhaupt nur Milde, Liebe und Nachsicht kannte — wie hätte sie Groll im Herzen bewahren können? Ernst, fast geisterlich war sie, als der Fürst ihre Verlobung verkündete, — von Freude, von Glück aber verklärt ihr liebes sanftes Antlitz bei ihrer Trauung.

„Warum die Aebtissin überhaupt je Aebtissin geworden, warum sie zwanzig Jahre früher die Hand von sich gewiesen, die sie nun angenommen — das waren Fragen, über die mancher Hochzeitsgast sich den Kopf zerbrach — über die aber Niemand mehr staunte als die rothe Gertrude und die blaue Bianka. Erstere schien nach der Hochzeit der Aebtissin darauf zu rechnen: „daß Prinz Heinrich nun auch noch um die Hand ihrer Schwester werben würde“ und als sie endlich hörte, daß er lange todt sei, sagte sie: „Ja, wer weiß, was geschehen wäre, wenn der Tod ihre Herzen nicht getrennt hätte.“

Trotz der aufrichtigen Trauer um Prinz Heinrichs Tod, leben die Zwillinge noch und wundert sich Jemand, daß sie immer so wohllauf, so munter und gesprächig sind, ruft die rothe Gertrude etwas empört: „Warum sollten wir nicht gesund und vergnügt sein? wir leben in unserm Stifte wie ein Gott in Frankreich und uns bleibt Nichts zu wünschen übrig.“

In der jetzigen Aebtissin des Stifts begegnen wir Angelika. Sie hat sich um die Stelle beworben, sie erhalten und steht ihrem Amte mit Einsicht und Verstand, mit Liebenswürdigkeit und Anmuth vor. Die Dorfbewohner Rawensbergens nennen sie ihren guten Engel und die Stiftsdamen sagen: „wir haben Glück mit unsern Aebtissinnen!“

Comtes Wessenberg wartet noch immer auf den Fürsten, den ihre Tanten Rhodau ihr prophezeit. Er Durchlaucht scheint aber nicht einzutreffen, um die Krone zu Füßen der stolzen Erscheinung niederzulegen und die Harrende sticht jetzt mit etwas ernsterer düsterer Miene als sonst die Wappen ihres Hauses auf Sopha- und Stuhlüberzüge. Sehen die Tanten Rhodau diesen Ausdruck im Antlitz der Nichte, so sagen sie besänftigend: „Kind, immer besser, als Comtes Wessenberg im hochadlichen Stifte zu Tannenbergen seine Tage verleben, als Frau Inspectorin auf Schloß Varenholt zu sein.“

Frau Inspectorin Lindenthal ist indessen un-

schreiblich glücklich trotz des Zornes ihrer alten Cousinen. Die Ahnen ihres Hauses haben sie nie belästigt und der neue Zweig des alten Stammbaums grünt frisch und fröhlich in Varenholts düstern Mauern, knospt und gedeiht dort in einer Weise, daß die Baronessen Rhodau selbst staunen und sich oft verwundert fragen, wie es nur zugehe, daß Jemand, der frevelhaft wie Esfride gehandelt, so sichtbar mit Gottes Segen überschüttet werde.

Lindenthal und Esfride kümmern sich wenig um alles Staunen, alle Ausfälle der vornehmen Verwandten. Diese stören sie auch nicht, wenn sie ihre Sonn- und Feiertage froh und heiter im Tannenberger Stifte verleben, wo sich an solchen Tagen die Rawensche und Barlingsche Familie mit der ihren vereint und die willkommensten Gäste der Aebtissin und ihrer Damen sind.

Herr von Barlingen hat sich auf Wunsch seiner Frau aus der diplomatischen Carrière zurückgezogen und lebt auf dem Gute Bodenstein, wenige Stunden von Tannenbergen. Widmet sich auch seine Frau fast einzig der Pflege und Erziehung seiner fünf Kinder, die sie zu tüchtigen brauchbaren Menschen, zu frommen gottesfürchtigen Christen heranzubilden strebt, weiß sie doch an Sonntagen sich immer einige Stunden abzumüßigen, um ihr geliebtes Tannenbergen, ihre frühern Freundinnen aufzusuchen. Sie ist noch fort und fort der Mittelpunkt jenes Kreises, das Glück ihres Gatten, der Segen ihrer Umgebung und auf sie findet der alte Indische Spruch seine vollste schönste Anwendung: „Es giebt eine Alchemie der Gesinnung, die Alles, was sie berührt, in Gold verwandelt.“

Anatole und Benedetta leben glücklich auf der Herrschaft Blankenburg, deren Namen sie auf Judiths Wunsch mit dem ihrigen vereint. In Segen scheint sich der Fluch verwandelt zu haben, der einst von einem Blankenburg ausgestoßen, Tod und Untergang dem Rawenschen Geschlechte prophezeit, weil Einer jenes Stammes, von Leidenschaft verblendet — Böses gethan und sündhaft gehandelt. Der glücklichen jungen Gatten liebster Spaziergang ist zu der alten Burg ihrer Ahnen, die sie vor völligem Verfall schützte. Dort, am Gespensterturm, der düstern Stätte des Verbrechens, sieht man oft die Letzten des Rawenschen Geschlechts, die völlig unschuldig an den dunkeln Thaten, stehen, wenn Abends die Sonne ihre letzten Strahlen über dem Herrenhause von Neu-Rawenstein zu ihnen sendet und sinnend blicken Beide hinaus in jene von Licht und Glanz erfüllte Ebene, wo sie einst die dunkelsten Stunden ihres jungen Lebens durchlebt.

Im einsamen Castell von Neu-Rawenstein vegetirt noch immer der älteste unglückliche Sohn des alten Freiherrn. Seit dem Tode seines Vaters pflegt aber den so schwachen Funken seines Geistes jenes einst so liebliche Bürgerkind, das er so heiß geliebt, — um deretwillen er die schöne Blanka von Auen verschmäht — um deretwillen er — wie es allgemein heißt und bestätigt ist — seinen Vater bei dem furchtbaren Werk der Rache unterstützt, dessen Ausführung ihn des Verstandes beraubte und nicht, wie er gehofft, an das ersuchte Ziel gebracht, das sein Vater ihm verheißt.

Die lichtesten Stunden des unglücklichen Curt von Rawen sind, wenn die kleine Blanka, seine Nichte, bei ihm ist und er mit den schwarzen Locken des Kindes spielend, sich in seine Jugendzeit zurückräumt und mit der verschollenen Schwester zusammen zu sein glaubt.

Diese kleine Blanka ist die Freude vieler, der Liebling Aller und selbst Clarissa hängt seit der Zeit mehr am Leben, wo sie in die klaren blauen Augen jenes Kindes geschaut, das wegen der Ähnlichkeit mit seiner Tante, trotz des Namens Blanka, die „kleine Schwarze“ heißt und die Puppe des ganzen Stiftes ist.

Einen seltsamen Eindruck macht es, wenn Benedetto mit ihrem Kinde oben auf der Ruine steht und die kleine Blanka jubelnd aufsaucht, wenn ein Windhauch durch die Seiten der Aeolsharfe rauscht und Töne klagenden Wehs, harmonischen Wohlklang die Luft durchzittern.

Die Kleine hat den Glauben „daß es Engel sind, die singen.“

Der Marienhof.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

1.

Der Winter war nach Weihnachten mit ungewöhnlicher Strenge aufgetreten. Keine Decke von Schnee hüllte die erstarrte Erde wohlthuend ein, damit die Thierwelt, welche sich in ihren Schoß zum Winterschlaf geborgen, die Wurzeln und Keime der Gewächse bis zum fröhlichen Erwachen im Frühling geschützt seien; alle Flüsse und Seen, selbst die schnellen Gebirgswasser, hatte der Frost mit einem Panzer von

blankem Eis bekleidet, welcher immer tiefer und stärker wurde und alles Leben, das sich etwa noch unter ihm hielt in der stummen Welt der Wassergeschöpfe, zu ersticken drohte. Die Sonne ging alle Morgen in strahlender Klarheit auf und beschrieb ihren niedrig gespannten Bogen durch einen wolkenlosen, blaßblauen Himmel, um Abends in ihr feuriges Bett zu sinken, das von keinem Schleier verhüllt war: schönere Beleuchtungen des Gebirges hatte man seit Jahren nicht gesehen. Im Freien sie zu genießen, war freilich nicht rathsam: wer nicht mußte, verließ die warme Stube gewiß nicht, nur die Geselligkeit in der Stadt regte sich unter dem Einflusse des strengen Winters mit erhöhter Lebhaftigkeit, auf dem Lande war sie unterbrochen durch die wahrhaft furchtbare Beschaffenheit der Wege. Der Frost war nämlich ganz plötzlich eingetreten, nachdem wochenlang eine milde Witterung mit abwechselnden Regengüssen geherrscht und den fetten Boden der Gegend bis in das Grundlose aufgeweicht hatte. Chaussees gab es hier noch nicht, von Eisenbahnen las man damals nur in den Zeitungen: Deutschland besaß noch keine. Nach anhaltendem Regenwetter konnten in jenem fruchtbaren Lehmboden am Harz oft acht bis zehn Pferde kaum die schweren, landesüblichen Wagen fortbringen und oft genug ließen die Postpferde, wenn sie den Habelberg hinaufstiegen, die Hufeisen im zähen Erdreich stecken, das sie wie mit Zangen festhielt. Nun waren diese tief ausgefahrenen Gleise, deren immer neue, oft weit in den Acker hinein, entstanden, plötzlich fest wie Stein geworden und selbst die hiesigen Wagen nicht stark genug, um der Gefahr umzustürzen oder zu brechen mit Erfolg trogen zu können. Wer mochte sich auch nur für einen Besuch und ein Paar Stunden Plauderns hinauswagen, um halberfroren und von Stößen des Wagens gleichsam gerädert wieder heimzukehren! Mit der Zeit wurde es aber besser: die Landleute mit ihren Holz- und Steinfuhren machten die Wege allmählig gangbar und die Verbindung zwischen guten Nachbarn war von Neuem hergestellt; auch von der Stadt aus wurden wieder Ausflüge nach den beliebten schönen Punkten des Gebirges unternommen.

In der viel durchschnittenen Gegend, zwischen der Bode und Ilse, nicht allzufern von dem alterthümlichen Quedlinburg hatte zu der Zeit, als diese Landestheile zu dem von Napoleon geschaffenen Königreich Westphalen gehörten, ein Nonnenkloster bestanden, welches der junge König Jérôme aufgehoben und verkauft hatte. Es war dadurch in die Hände eines ehemaligen preussischen Offiziers gekommen, der aus der Altmark gebürtig,

nach dem Frieden von Tilsit in der verringerten Armee keine Anstellung mehr gefunden hatte und glücklicher, als viele Hunderte seiner Kameraden, in der Lage gewesen war, sich eine selbstständige Existenz zu gründen. Das Kloster hatte ein für die fruchtbare Gegend sehr bedeutendes Areal besessen und war, wie es mit vielen der westphälischen Domänen geschehen war, zu einem wahren Spottpreise verschleudert worden, so daß der neue Besitzer, dem es zugeschlagen, allgemein beneidet wurde. Noch jetzt, mehr als zwanzig Jahre später, konnten seine früher als er hier angefahrenen Nachbarn, wenn die Rede darauf kam, sich gar nicht zufrieden geben, daß sie dem Eindringling nicht durch Mehrgebot zuvorgekommen waren. Indessen hätten sie dadurch wohl nur das Klostergut höher getrieben, ohne ihren Zweck zu erreichen, denn der gewesene Cornet vom Regiment Guitow Kürassiere war nicht bloß wuchtig von Gestalt, wie es sich für seine Waffengattung paßte, sondern er wog auch sonst schwer — in dem Sinne, wie Oberamtsleute und Goldmänner diesen Ausdruck zu verstehen pflegen. Jetzt saß er so fest auf seinem unverschuldeten Marienhofe, daß kein Hebel stark genug gewesen wäre, ihn von dort zu entfernen: er hätte auch das glänzendste Gebot für das Gut zurückgewiesen, denn er „brauchte es ja nicht,“ wie die Nachbarn sagten, oder wie er sich besser ausdrückte: was das Gut ihm werth war, da er es gewissermaßen geschaffen hatte, konnte ihm Niemand bezahlen. Es war denn nur noch eine Hoffnung, künftig einmal in den Besitz des herrlichen Dominiums zu kommen, nämlich durch die Hand der einzigen Tochter, welche ihm seine Gattin, die er bald nach seiner Niederlassung in hiesiger Gegend geheirathet, in ihrer Ehe geschenkt hatte und dem jungen Mädchen fehlte es daher nicht an Bewerbern, obgleich es nichts weniger als schön war: auf Bewunderer von aufrichtigem Herzen hatte sie keine Ansprüche.

In den Tagen, als der plötzlich eingetretene Frost alle Verbindungswege ungangbar gemacht hatte, war der Marienhof, dessen Gastfreiheit sonst gern genossen wurde, von allem Besuch verlassen geblieben. Welcher Waghals hätte seine Gliedmaßen für eine so unsichere Aussicht, als die auf Cornelia's Hand, daran setzen mögen! Denn unsicher war die Hoffnung aus vielen Gründen. Der Vater hatte von seinem unschönen Töchterlein, dessen äußerer Reiz nur in einer angenehmen Figur und leidlich hübschen Augen bestand, eine so lose Meinung, daß er gewiß sehr schwierig in der Wahl eines Eidams war und seine ganze Sinnesart

ließ darauf schließen, daß er bei aller Liebe für seine Cornelia dieser die unbeschränkte Wahl keineswegs überlassen würde. Wäre das aber auch der Fall gewesen, so erschwerte Cornelia selbst Jedem, der etwa ernstliche Absichten hegte, die Annäherung in einer Weise, welche wohl davon zurückschrecken konnte. Sie wußte, daß sie nicht schön war und hatte das gegen ihre Freundinnen schon oft ausgesprochen, deren schwache Gegenreden verlachend. Freundinnen besaß sie in ungewöhnlicher Zahl, böse Zungen wollten den Grund darin finden, daß sie eben häßlich war: schöne Mädchen, hieß es, werden allerdings von ihren Genossinnen oft angefeindet, wenn auch nicht grade offen in das Gesicht, so doch hinter'm Rücken. Das waren aber, wie gesagt, boshafte Zungen, als solche im ganzen Fürstenthum Halberstadt und dem Stifte Quedlinburg längs des Unterharzes bis in die Nachbarstaaten bekannt.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Aus Teheran.) Einen sehr gefährlichen und nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung Teherans bilden schließlich die Luti's. Sobald ein Aufstand oder eine Bewegung ausbricht und das Zeichen dazu durch Schließung und Sperrung der Buben und Bazare gegeben worden ist, steigen plötzlich Banden wie aus dem Erdboden hervor, durchziehen die Stadt und dringen raubend und plündernd in die Wohnungen reicher und wohlhabender Bürger ein. Das sind die gefürchteten Luti, wahre Galgenvögel, welche in friedlichen Zeiten von heimlichen Diebstählen und Straßenräuberei leben und ihre Seele für einen Pfifferling dahingeben. Sie haben die hervorragenden und die schlechten Eigenschaften ihres Gleichen, indem sie verwegene und kühne, muthige Raufbolde, künstliche Mörder, Säufer und Opiumesser (sog. Teriak), Faulenzer und Tageiebe sind, die den Tag verschlafen oder in den Bazaren herumstrolchen, dagegen bei Nacht ihr verbrecherisches Handwerk beginnen, das sie häufig genug in die Hände des Richters liefert. Es wirft ein eigenthümliches Licht auf persische Sittenzustände, daß im Anfange des Monats Februar 1861 der Kalenter oder Polizei-Director von Teheran, der 70jährige Mahmud-Chan, welcher sein Amt an 30 Jahre bereits bekleidet hatte, überwiesen wurde, vertragsmäßig von einer Luti-Bande einen nicht unbedeutenden Antheil ihres Raubes und ihrer Diebereien eingezogen zu haben, ohne im mindesten daran Anstoß zu nehmen.

Ueber die lustwandelnden Teheraner erzählt Brugsch:

Da wir in der Stadt keine passende Wohnung gefunden hatten, so blieben wir bis Ende Mai in dem gastfreundschaftlich angebotenen Hause mitten im schönen Rosengarten und schienen beinahe entschädigt für so manche Enttäuschung geträumter

Hoffnungen auf unsern voraussichtlich längeren Aufenthalt in Persien und unter den Persern. Die Anlage, wie alle Rosengärten des Schah, an der Straße gelegen, die von Teheran nach den Dörfern des Elburs in nördlicher Richtung führt, war tagtäglich, besonders nach dem Nachmittagsgebet, von Persern, nie von Perserinnen, besucht. Wir hatten somit die beste Gelegenheit, den Charakter der Teheraner nach manchen, theilweise drolligen Seiten hin kennen zu lernen. Mit den buntesten Gewändern bekleidet, meist in hellgrünen Röcken und purpurothen Beinleidern, die schwarze Pelzmütze nach hinten übergesteckt, nachlässig mit einem Spazierstöckchen spielend, wie es die Stutzer bei uns zu thun pflegen, Rosensträuße in den Händen tragend, den Blick alle Augenblicke nach der silbernen oder goldenen Uhr richtend, lustwandelten die schwatzenden und lachenden Söhne Teherans in den Gängen des Gulistan einher — gewöhnlich paarweise sich an der Hand haltend —, rissen die vollblättrigen Rosen von den Sträuchen herunter, oder schlugen sie mit ihrem Stöckchen ab, daß die Blätter der persischen Lieblingsblume nach allen Seiten hin zerstreut auf den Wegen umherlagen. Andere hatten unter den schattigen Gebüsch einen angenehmen Ruheplatz gefunden oder saßen an dem großen Bassin mit ihrem Kallium beschäftigt und mit stierem Auge in das ruhige Wasser starrend. Theverkäufer hatten auf kleinen, sauber gedeckten und mit Blumen geschmückten Tischen den dampfenden Samowar neben einer Reihe zierlicher Theetafeln aufgestellt und versorgten die lebenslustige Perserwelt im Garten mit Thee und der unvermeidlichen Wasserpfeife. Man raucht, trinkt, muscirt, singt und scheint entzückt von dem trägen Leben im Gulistan. Die Poesie hatte aber auch ihre recht prosaische Seite; denn laut schreiende Esel und Kinder mischten sich in die Gesellschaft der Perser, rissen gemeinschaftlich mit ihnen Blumen, Blätter und unreife Früchte von den Bäumen und wälzten sich behaglich auf dem Boden der mütterlichen Erde umher. Von dem Talar, der weiten Halle, unserer großsträngigen Wohnung aus sahen wir diesem bunten Treiben mit Befriedigung zu, höchstens einmal erschrocken durch den Anblick des rethjadigen Wachtpostens, der, steckte wir den Kopf zum Hause hinaus, respectvoll das Gewehr präsentirte, sonst aber keine Veranlassung fand, die respectlosen Teheraner zu bedeuten, welche sich drei Schritte von unserer Wohnung entfernt entkleideten und wie sie Gott geschaffen hatte in das Wasser des Bassins hineinsprangen. Die glattrasierten Köpfe mit der coquetten Seitenlocke hinter den Ohren überragten wie schwimmende Lotusblumen den Spiegel des Wassers und gewährten einen höchst unschönen Anblick.

(Ein Hundewettrennen.) An einem der schönen Frühlingstage zu Anfang April waren die Bewohner von Verona Zuschauer eines höchst originellen Schauspiels, welches im Stadtgraben vor der Porta nuova vor sich ging. Die Offiziere der Garnison hatten nämlich daselbst ein Hundewettrennen in aller Form veranstaltet. Etwa 50 Hunde concurrirten um die ausgesetzten Preise und es befanden sich darunter alle möglichen Rassen vertreten. Sie wurden an dem einen Ende der 300 Schritt

langen Rennbahn in drei Abtheilungen aufgestellt und von fremden Leuten gehalten, während ihre Eigenthümer sie verließen und sich an das am entgegengesetzten Ende befindliche Ziel begaben. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die klaffenden und knurrenden Wettläufer losgelassen und das Wettrennen begann unter dem Spiele einer Musikbande und dem Jauchzen der Zuschauer. Die Probe sollte aber nicht blos der Schnelligkeit ihrer Füße, sondern auch der Widerstandskraft ihres Gaumens gelten; zu diesem Zwecke waren quer über die Rennbahn Schnüre gespannt, an denen Würste und dergleichen hingen, was die Stelle der „Hindernisse“ bei einem steeple chase mit Gluck vertrat. Zu nicht geringem Ergötzen des Publikums vergaß mancher Concurrent die Ehre über diesem lockenden Köder, andere blieben verwirrt stehen, einige aber, wie vom edelsten Ehrgeiz befeuert und als ob sie den Sinn des Spieles verständen, schnellten pfeilschnell über die Ebene hin und die ersten von ihnen trugen nebst den Preisen einen Beifall aus vielen tausend Reihen davon, wie ihn noch keiner ihres Geschlechts erlebt haben mag. Die Gegenstände, mit denen die Preisträger für ihre Mühe und ihre Wohlbedachtigkeit belohnt wurden, bestanden zum Theil aus Maulkörben und zierlichen Hundepfeifen, die ihnen wohl nicht sehr verlockend gewesen sein mögen.

(Ein rentables Geschäft.) In Paris erzählte eines Abends Leon Gozlan im Foyer des Theatre-Francais, daß er seit lange beobachtet, wie die unzähligen Gypsfigurenverkäufer, welche in den Straßen mit ihrem Bret voll gebrechlicher Waaren auf dem Kopfe umherlaufen, dies Tag für Tag und Jahr aus Jahr ein thäten, ohne daß er jemals bemerkt, wie irgend ein menschliches Wesen Miene gemacht habe, um eine der Figuren zu handeln. Deshalb entschloß er sich, einmal mit einem solchen uneigennütigen Spaziergänger darüber zu sprechen und fragte einen ziemlich bejahrten Mann, seit wie lange er dieses Gewerbe betreibe?

„Seit dreißig Jahren,“ erwiderte dieser.

„Und sagen Sie mir, fuhr Gozlan fort, ist es Ihnen jemals zufällig begegnet, daß Sie eine Ihrer Statuetten verkauft haben?“

„Niemals, mein Herr.“

Gozlan verließ den Mann und dachte über dessen Antwort lange nach, aber da er mehr über die Sache erfahren wollte, suchte er den Gypsfigurenhändler wieder auf. Vier Wochen sah er sich umsonst nach ihm um, endlich traf er ihn einmal auf dem Plage St. Georges.

„Mein Freund,“ sagte er zu ihm, „machen Sie mir das Vergnügen, mir mitzutheilen, warum Sie so seit dreißig Jahren um Nichts und wieder Nichts mit Ihrem Bret auf dem Kopfe herumlaufen. Sie haben wohl ein Gelübde gethan?“

„Nein, mein Herr, das gewiß nicht; ich übe mein Gewerbe, um meinen Lebensunterhalt zu verdienen, aus keinem anderen Grunde.“

„Aber wenn Sie nun einmal etwas verkaufen, wie können Sie davon leben?“

„Ich verkaufe nichts, das ist schon wahr, aber es giebt so

viel ungeschickte Menschen, daß kein Tag vergeht, ohne daß einer an mich anrennt, so daß ein paar Figuren oder auch mein ganzes Bret mit allen zusammen herunterfallen. Die Statuetten zerbrechen natürlich, die Vorübergehenden sammeln sich um mich und der Ungeschickte muß bezahlen.“ F.

(Wie es einem amerikanischen Spekulantem erging.) Kürzlich fuhr ein Herr von echtem Yankeeblut mit der Eisenbahn nach New-York zu und sprach mit einem gegenüberstehenden guten Bekannten über den Krieg, das einzige Gesprächsthema in Amerika. Dabei sagte er: „Wenn der Krieg nur noch sechs Monate dauert, so bin ich ein gemachter Mann. Nun, ich hoffe es mit Bestimmtheit; in den letzten sechs Monaten habe ich hunderttausend Dollars verdient, noch sechs solche Monate und ich habe genug. Es geht nichts über so einen Krieg.“ Da dreht sich eine hinter ihm stehende Dame herum, welche in tiefer Trauer gekleidet war, klopfte dem spekulirenden Gentleman auf die Schulter und sagt: „Mein Herr, ich hatte zwei Söhne, die mein Glück und mein Stolz waren. Der eine fiel in der Schlacht von Fredericksburg und der andere in der Schlacht bei Murnfreesboro.“ Dabei konnte sie ihre Enttäuschung nicht mehr mäßigen, drehte sich vollends um und versetzte dem Kriegsliebhaber rechts und links zwei kräftige Ohrfeigen. Die übrigen Insassen des Waggons theilten ihren Zorn, sie saßten den ganz bestürzten Gentleman beim Kragen und warfen ihn zum Waggon hinaus aufs Feld, indem sie riefen: „Hinaus mit dem Schuft, der auf das Unglück seiner Mitbürger spekulirt, er ist nicht werth, mit ehrenwerthen Leuten zusammenzusitzen!“ F.

(Der Ehrenplatz bei einem Diner in Cochinchina.) Dem Berichte eines französischen Offiziers, welcher bei der Expedition der französischen Truppen nach Cochinchina theilhaftig war und einem Militärposten angehörte, der bei dem Dorfe Tang-Chung-Niet, eine Meile von Saigun, in Cantonnirung lag, entnehme wir folgende Schilderung: „Um jede Hütte des Dorfes erhebt sich eine runde Hecke von riesenhaften Cacteen, die einen besseren Schutz gewährt als die solideste Mauer; rechts und links erheben sich Bananen mit ihren breiten Blättern und schlankte Arekapalmen, überall herrscht geheimnißvoller Schatten, überall sieht man Grün und Blumen.“

Es ist Mittag und unter den Verandas an den Hütten sieht man im Schatten der dufenden Orangenbäume die Frauen und jungen Mädchen sich in ihren Hängematten schaukeln, während sie lange Cigaretten rauchen oder Bethel kauen.

Trotz der Hitze und der Siesta-Stunde hört man in dem mitten im Dorfe gelegenen größten Hause einen geschäftigen Lärm und ein Gewirr fröhlicher Stimmen, was einen lebhaften Gegensatz zu dem Schweigen der Umgebung bildet. Dieses Haus gehört dem Tong, dem Oberhaupt des Dorfes, dem reichen Sa-lo-he und der Lärm rührt von den Vorbereitungen eines Festes her.

Sa-lo-he besitzt Hunderte von Büffeln, Duzende von Frauen, und beherrscht despotisch eine ganze Armee von Kindern, unter

denen man schon drei braune junge Mädchen mit reichem Haar, feinem Wuchs und feurigen Augen unterscheidet; die älteste heißt Tich, die zweite Nane, die dritte Tho.

Man war in den ersten Tagen des Februar und der reiche Sa-lo-he ordnete Alles an, um das Neujahrsfest würdig zu begehen, welches bei den Anamiten zu dieser Zeit gefeiert wird. Das Fest sollte mit einem großen Mahl bei dem Untergang der Sonne beginnen und ich war so glücklich, von dem Tong dazu eingeladen zu werden; natürlich nahm ich die Einladung gern an, stellte mich zur bestimmten Stunde ein und nahm ohne Umstände den Ehrenplatz an Sa-lo-he's Tische ein, welcher mir mit großer Höflichkeit angeboten wurde. Freilich bereute ich dies gleich nachher sehr, denn worin bestand dieser Ehrenplatz? Man stellte sich einen runden Tisch vor, in dessen Mitte ich armer Teufel auf meinen beiden Fersen jämmerlich zusammengekrümmt hocken mußte; zu keiner Bewegung nach irgend einer Seite hin blieb mir auch nur das kleinste Plätzchen wegen der Unzahl Schüsseln mit Suppen und Ragouts, die mich überall umringten. Ich verwünschte die unglückselige Höflichkeit meines Wirthes, denn ich war wie auf der Folter und nach einigen Minuten bekam ich einen wahren Krampf in die Beine. Unglücklicherweise umgaben die Gäste und die Familie des Tong den Tisch vollständig, belämmerten sich nicht im mindesten um mich und aßen mit einer Ruhe, daß ich bald einsah, daß meine Tortur nicht so bald ihr Ende erreichen würde.

Schließlich konnte ich es nicht mehr aushalten und wollte aufstehen, aber zwanzig Arme ergriffen mich alsobald und drückten mich wieder nieder.

„Laßt mich auf, ihr Canaillen!“ rief ich.

„Falan! tchaou-tchaou taou-clam!“ (Oh, Franzose, du befindest dich gut hier), entgegneten sie.

Diese guten Leute glaubten, ich wolle aus Bescheidenheit den Ehrenplatz verlassen und hielten es für Pflicht der Höflichkeit mich da festzuhalten. Ich konnte mich wehren und fluchen wie ich wollte, so hielten sie mich nur um so fester, indem sie einstimmig ihr unveränderliches: tchaou-tchaou taou-clam wiederholten.

Da ich einsah, daß alle meine Anstrengungen umsonst waren, ergab ich mich endlich in weiser Resignation und da ich in meiner Stellung nicht auszuhalten vermochte, setzte ich mich lähn mitten in eine Schüssel mit Fisch hinein. Darüber brach die ganze Versammlung in ein unaussprechliches Gelächter aus und selbst die interessante Tich zeigte ihre Perlenzähne, welche noch nicht durch Bethel und Arekanus gefärbt waren.

Inzwischen war die Nacht völlig eingebrochen; einige Schalen mit Samchou hatten noch die Runde um den Tisch gemacht und endlich entschloß man sich, dieses verdammte Mahl aufzuheben und die Tafel zu verlassen.

Ich athmete auf . . . ich war wieder frei!

Später dankte ich für alle ferneren Einladungen aus Furcht wieder auf den Ehrenplatz spedirt zu werden. F.